

AKADEMISCHER GOTTESDIENST

Predigtreihe: Heilige ohne Heiligenschein. Ökumenische Perspektiven

Sommersemester 2021, 25.06.2021, 17 Uhr, Stadtkirche St. Michael Jena

Liturgie: Karl-Wilhelm Niebuhr

Orgel: Dietrich Modersohn

PREDIGT

Eberhard Tiefensee

1Korinther 9,16–23

Heilige: Simone Weil

Simone Weil – Seismograf, Brückenmensch

Gehört Simone Weil in diese Predigtreihe? Als Heilige ohne Heiligenschein? Eine Frau, die allem Drängen zum Trotz lebenslang die Taufe verweigert hat? – Und wie sieht es mit den ökumenischen Perspektiven aus, die den Untertitel dieser Predigtreihe bilden? Sie wurde nie Mitglied einer Kirche, bestimmte aber ihr schwieriges Verhältnis zum verfassten Christentum allein im Blick auf die katholische Kirche. – Erst als sie 1943 krank und unterernährt in England starb, wurde sie vielleicht kurz vor Tod von einer Freundin noch getauft.

Meines Erachtens gehört sie sogar zentral in diese Predigtreihe »Heilige ohne Heiligenschein. Ökumenische Perspektiven«, sobald man nämlich deren Horizont weitet, was ich zunächst versuche.

I

Heilige gelten gemeinhin als solche, die das Christentum sozusagen wie einen Extremsport betreiben. Wenn man dann einige von ihnen in den Kirchen auf den Sockel stellt, werden sie zuweilen zwar verehrt, können aber den heutigen Alltagsmenschen eher selten wirklich weiterbringen. Zu groß ist die Distanz. Anders sieht es aus, wenn man sie wie der katholische Theologe Martin Sellmann definiert als »Seismografen für die Art und Weise, wie Gott sich die Beziehung zu Menschen wünscht«, als »Vorposten des Morgen«, als »Röntgenmenschen«. »Willst Du wissen«, schreibt er, »was morgen Zusammenleben prägt, Denken, Technik und Weltgestaltung, dann musst Du diese Seismografen fragen. Und willst Du wissen, was morgen unser Gottesverhältnis prägen wird, die Art und Weise, wie er sich uns zeigen wird und woraufhin – dann musst Du die Mystiker Deiner Zeit befragen. Denn sie sind die Seismografen, die heute schon die

Veränderungen der spirituellen Tektonik erspüren; die heute schon mit Gott so leben, wie er es morgen mit den Vielen plant.« (Herder Korrespondenz 12/2020, 42)

Zu solchen Seismografen gehört die Jüdin Etty Hillesum (1914–1943) aus den besetzten Niederlanden, die erst gejagt wird und dann im KZ über Gott notiert: »Nur dies eine wird mir immer deutlicher: dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen, und dadurch helfen wir uns letzten Endes selbst.« Dazu gehört der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer (1906–1945), Verfasser des beliebten »Von guten Mächten wunderbar geborgen«, von dem aber auch der verstörende Satz stammt: »Vor und mit Gott leben wir ohne Gott.« Oder die Katholikin Madeleine Delbrel (1904–1964), die zur gleichen Zeit im Rathaus von Ivry bei Paris mit Kommunisten zusammenarbeitete und eine »Mystik der Straße« (G. Fuchs) vertrat. Sie spricht von Gott als dem »schwarzen Licht«.

Diese wenigen Beispiele können zeigen, dass wir nicht nur eine binnenchristliche Ökumene oder einen interreligiösen Dialog benötigen, sondern auch eine Ökumene mit denen, die im weitesten Sinne als Konfessionslose gelten. Und dass in diesem erweiterten ökumenischen Miteinander der christliche Glaube, das kirchliche Leben und auch das Gottesverhältnis eine neue Färbung annehmen wird. Noch einmal Sellmann: »Wenn es seismografisch stimmt, dass Gott dabei ist, sich zu verfremden, sich unerkennbarer macht, in die Abwesenheit geht, dann ist Säkularität keine Großschadenslage der Religionsgeschichte, sondern der neue Weltraum, in den es Gott neu zu suchen gilt. Dann muss Kirche sich vor allem angesichts säkularer Errungenschaften bewähren.« Und er endet mit einem fast kryptischen Satz: »Dann lässt man Gott nur dann los, wenn man ihn loslässt.« (a.a.O., 45) Wie das Loslassen eines gefangenen Tieres oder sogar eines angeleiteten Jagdhundes?

In dieser Gemengelage der sich explosionsartig vervielfältigenden existentiellen Kulturen, wie die Fachleute sagen, brauchen wir Brückenmenschen, welche sich zwischen den Welten bewegen können: Das sind Ehen und Lebenspartnerschaften, welche die verschiedensten Konfessionen, Religionen und Lebensoptionen überbrücken. Es sind aber auch die vielen, die von außen auf die Kirchen zukommen, teils aggressiv, teils neugierig, provozierend oder suchend und seismografisch die Kirchen auf neue Wege hinweisen.

II

Ein solcher Brückenmensch ist Simone Weil: 1909 in Paris geboren, mit jüdischen Eltern, aber atheistisch sozialisiert, wird sie zur Mystikerin eigener Couleur, der man ohne weiteres das Attribut ›christlich‹ geben kann. »Sie müssen den Eindruck haben«, schreibt sie einem Geistlichen mit dem ihr eigenen Humor, »dass ich von einem luziferischen Hochmut besessen sei, da ich Ihnen derart von vielen Dingen spreche, die für mich zu erhaben sind und von denen auch nur das mindeste zu begreifen ich nicht das Recht habe. Das ist nicht meine Schuld. Gedanken kommen herbei und lassen sich aus Versehen in mir nieder; dann, wenn sie ihr Versehen erkennen, wollen sie unbedingt

heraus. Ich weiß nicht, woher sie kommen, noch, was sie wert sind, aber ich glaube nicht aufs Geradewohl berechtigt zu sein, diesen Vorgang zu hindern.« (ZG 110)

Einer der Herausgeber ihrer Schriften zählt auf: »Studentin, Lehrerin der Philosophie [so erscheint sie gewöhnlich in den Lexika], Fabrikarbeiterin, Landarbeiterin, pazifistische, sozialistische, anarchistische Demonstrantin und Kombattantin [deren weitere Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg durch einen Verbrennungsunfall verhindert wurde], Anhängerin der Résistance, [nach der Flucht vor den Deutschen über Casablanca und die USA] Mitarbeiterin der französischen Exilregierung in London; Schülerin des Philosophen Alain, Jüngerin Platons [und das sei ergänzt: Anhängerin der Stoa], Leserin der Bhagavadgita und der Upanishaden; Fürsprecherin der Gnostiker, Manichäer, Katharer« (Friedhelm Kemp, in: ZG 239). Diese Aufzählung ist unvollständig. Mir erscheint sie zuweilen als eine Mischung von Anne Frank und Jeanne d'Arc.

Einen solchen Ozean in den Fingerhut dieser Predigtminuten zu bekommen, geht nur, wenn ich verkürzt und sicher auch verzeichnend einen Aspekt aus ihren schriftlichen Zeugnissen herausgreife und sie beschreibe als eine Gestalt dieser erweiterten Ökumene, die über das Binnenchristliche hinausgreift.

III

Wie wurde sie zur Mystikerin? »Ich kann sagen«, schreibt sie rückblickend, »dass ich mein ganzes Leben lang niemals, in keinem Augenblick, Gott gesucht habe. [...] Seit meiner Jugend war ich der Ansicht, dass das Gottesproblem ein Problem ist, dessen Voraussetzungen uns hienieden fehlen, dass die einzig sichere Methode, eine falsche Lösung zu vermeiden (was mir als das größtmögliche Übel erschien), darin besteht, es nicht zu stellen. Also stellte ich es nicht. Ich bejahte weder, noch verneinte ich. Es schien mir unnütz, dieses Problem zu lösen, denn ich dachte, da wir nun einmal in dieser Welt sind, sei es unsere Aufgabe, die beste Haltung gegenüber den Problemen dieser Welt einzunehmen, und diese Haltung hänge nicht von der Lösung des Gottesproblems ab. Das war wahr, zumindest für mich; denn ich habe niemals in der Wahl dieser Haltung geschwankt«, dann ergänzt sie jedoch: »ich habe immer als einzig mögliche Einstellung die christliche Einstellung angenommen. Ich bin sozusagen im christlichen Geiste geboren, aufgewachsen und immer darin verblieben.« (ZG 88)

Also eine christliche Atheistin? So etwas kommt heute wahrscheinlich häufiger vor als man denkt. Aber hier offenbart sich ein Grundzug ihrer Lebenseinstellung: Das größte Übel, sagte sie ja, wäre eine falsche Lösung. Jedes Schwanken, jeden Fehltritt sucht sie zu vermeiden – mit einer extrem gesteigerten Aufmerksamkeit. Das klingt wie eine Besessenheit, aber diese Aufmerksamkeit ist ihrer Meinung nach die Grundvoraussetzung, dem Universum und seiner Schönheit, dem Mitmenschen besonders in seinem Unglück und auch den religiösen Ritualen angemessen zu begegnen. Konzentriert hinschauen!

Das führte dazu, dass sie beim wiederholten aufmerksamen Rezitieren eines Liebesgedichtes unverhofft ihre eigene intensive Begegnung mit Christus hatte. Sie erlebte sich ab da von dem nicht gesuchten Gott so sehr ergriffen und in Dienst genommen,

dass sie sich mit dem Schächer vergleicht, der angenagelt neben dem Gekreuzigten auf Golgotha hing und von diesem die Verheißung erhielt: »Noch heute wirst du mit mir im Paradies sein.«

IV

Oberflächlich gesehen ist es die übliche Geschichte vom Saulus zum Paulus: Ende gut, alles gut. Simone Weil aber ist (man muss sagen: weisungsgemäß) nicht bereit, die Seiten zu wechseln, obwohl ihre katholischen Gesprächspartner immer wieder auf sie eindringen, dass die Taufe doch heilsentscheidend sei. Sie daraufhin: »Wenn ich mein ewiges Heil vor mir auf diesem Tisch liegen hätte und ich nur die Hand auszustrecken bräuchte, um es zu erlangen, dann würde ich die Hand so lange nicht ausstrecken, als ich nicht dächte, den Befehl dazu empfangen zu haben ... Denn ich begehre nichts anderes als den Gehorsam in seiner ganzen Fülle, das heißt: bis zum Kreuz.« (ZG 85)

Ihre Berufung sei »die einer Christin außerhalb der Kirche« (ED 8). Der Ausdruck sei eigentlich falsch, denn es gäbe ja kein Außerhalb der Kirche. Diese müsse alle und alles umfassen, wenn sie sich wirklich ›katholisch‹, d.h. allumfassend nennen will. Dass sie es de facto nicht ist, dass sie immer wieder andere und anderes ausschließt, macht Simone Weil ihr zum Vorwurf. Zu wem auch immer jemand betet, jedes Mal »gab der Sohn Gottes ihm Antwort durch die Aussendung des Heiligen Geistes. Und der Geist hat sein Werk an dieser Seele getan, nicht durch eine Aufforderung, ihrer religiösen Überlieferung zu entsagen, sondern dadurch, dass er ihr innerhalb dieser Überlieferung das Licht gab – und im besten Fall die Fülle des Lichtes. [...] Ich persönlich gäbe niemals auch nur einen Groschen für ein Missionswerk. Ich glaube, der Wechsel der Religion ist für einen Menschen ebenso gefährlich wie für den Schriftsteller der Wechsel der Sprache. Das kann gelingen, das kann jedoch auch verheerende Folgen haben.« (ED 23-26)

»Eine Religion kennt man nur von innen« (ED 27), sagt Simone Weil. Für die jeweils Außenstehenden bleibt sie zumeist fremd, was das Urteil oft verzerre: »Als säßen zwei Männer in Räumen, die einen gemeinsamen Durchgang haben; jeder sieht die Sonne durchs Fenster und die von ihren Strahlen erhellte Wand des Nachbarn, und jeder glaubt, er sei der einzige, der die Sonne sieht, während der Nachbar nur den Abglanz empfängt.« (ED 27)

Ist das nicht Relativismus, dem letztlich alles gleich ist? Ja, wenn er sich selbst nicht positioniert, sondern eher meint, einen distanziierten Blick von oben auf das weltanschauliche Durcheinander zu haben. Simone Weil beobachtet sich da genau: »wenn der Umstand, dass ich außer der Kirche bleibe, auf der Schwelle, mir ein Gefühl der Überlegenheit denen, die ihr angehören, gegenüber verleihe, so wäre dies eine schlechte Einstellung und ich sollte vielleicht eintreten« (ZG 171). Hinter dem Relativismus versteckt sich nämlich oft ein individualistischer Subjektivismus: »Wie Gott, der außerhalb der Welt steht, zugleich ihr Mittelpunkt ist, ebenso hat jeder Mensch einen eingebildeten Stand im Mittelpunkt der Welt.« Ich sehe mich räumlich im Mittelpunkt, zeitlich im (gegenwärtigen) Zentrum zwischen Vergangenheit und Zukunft: »das Sein

erscheint uns von immer geringerer Dichte, je weiter es von uns entfernt ist« (UG 161), beobachtet Simone Weil. Das jedoch sei eine Täuschung. Man müsse »sich seiner falschen Göttlichkeit entleeren, sich selbst verneinen, darauf Verzicht tun, sich in seiner Einbildung für den Mittelpunkt der Welt zu halten«, dann gelänge es vielleicht, »alle Punkte der Welt als ebenso viele gleichberechtigte Mittelpunkte und den wahren Mittelpunkt als außerhalb der Welt gelegen [zu] erkennen« (UG 163). Eine solche Objektivität zu erreichen ist, was letztlich Liebe heißt.

V

Bei all diesen Überlegungen hat Simone Weil ihr säkulares Umfeld, aus dem sie ja stammt, fest im Blick: »Ich kann nicht umhin, mich auch weiterhin zu fragen, ob es in diesen Zeiten, in denen ein so großer Teil der Menschheit im Materialismus versunken ist, nicht Gottes Wille ist, dass es einige Männer und Frauen gibt, die sich ihm und Christus ganz zu eigen gegeben haben und die dennoch außerhalb der Kirche bleiben.« (ZG 78) Simone Weil ist radikal solidarisch. Physisch im Mit-Hungern aus Solidarität mit den Notleidenden auf der anderen Seite des Kanals. Im englischen Exil wollte sie nicht mehr konsumieren, als die Lebensmittelrationen in Frankreich hergaben, was ihr frühes Ende beschleunigte. Dieses Mit-Hungern verlängert sich für sie in eine spirituelle Solidarität mit denen, die keinen Zugang zu einer solchen Gotteserfahrung haben, wie sie sie kennt. Da dieser Zugang auch vielen Kirchenmitgliedern mangelt, hält sie den Atheismus für die ehrlichere Haltung: »Von zwei Menschen ohne Gotteserfahrung ist der, welcher ihn leugnet, ihm vielleicht am nächsten« (ZG 146), notiert sie.

Religiöse Gefühle oder ästhetischer und intellektueller Genuss am Religiösen können den Zugang zum fernbleibenden Gott verstellen, man sucht dann eher solche Tröstungen und Genüsse als Gott selbst. »Insofern die Religion ein Quell des Trostes ist, ist sie ein Hindernis für den wahren Glauben, und in diesem Sinne ist der Atheismus eine Läuterung. Ich soll Atheist sein mit dem Teil meiner selbst, der nicht für Gott gemacht ist [gemeint sind die Sinne und der Verstand]. Unter den Menschen, bei denen der übernatürliche Teil ihrer selbst nicht erweckt ist, haben die Atheisten recht, und die Gläubigen haben unrecht.« (ZG 158) Denn: »Die Liebe zu Gott ist rein, wenn Freude und Leiden gleichermaßen Dankbarkeit einflößen.« (ZG 158) Also: »Weil wir de facto in einem Zeitalter des Unglaubens leben, warum den läuternden Gebrauch des Unglaubens vernachlässigen? Ich kenne diesen Gebrauch aus Erfahrung.« (ZG 160)

Solidarisch mit den Ungläubigen verbleibt Simone Weil auf der »Schwelle der Kirche« (ZG 99), hungrig nach den Sakramenten der Taufe und der Eucharistie – ein Mensch des permanenten Dazwischen-Seins. Sie bringt ihre Position in ein starkes Bild: »Die Haltung, die das Heil bewirkt, gleicht keiner Tätigkeit. [...] Es ist das Warten, das aufmerksame und getreue Stillhalten, das unbegrenzt ausharrt und allen Schlägen unerschütterlich standhält. Der Sklave, der horchend an der Türe steht, um zu öffnen, sobald der Herr anpocht, ist das beste Bild hierfür. Er muss eher bereit sein, vor Hunger und Erschöpfung zu sterben, als dass er seine Haltung änderte. Seine Gefährten mögen ihn rufen, mit ihm reden, ihn schlagen, er darf nicht einmal den Kopf nach ihnen

umwenden. Selbst wenn man ihm sagt, der Herr sei gestorben, selbst wenn er dies glaubt, er wird sich nicht von der Stelle rühren.« (UG 110)

VI

Attende de Dieu – Aufmerksamkeit für Gott, ist die von Simone Weil gelebte und geforderte Grundhaltung. »Das Wesen des Gebetes besteht in der Aufmerksamkeit.« Der Satz steht am Anfang ihrer »Betrachtungen über den rechten Gebrauch des Schulunterrichts und des Studiums in Hinblick auf die Gottesliebe«. (Ein Universitätsseminar wäre ein geeigneter Ort, diesen Text Simone Weils einmal eingehend zu diskutieren.) Das wahre Ziel aller Bildungsbemühungen sieht sie in der »Ausbildung unseres Vermögens zur Aufmerksamkeit«, es sei »das einzige, was den Unterricht sinnvoll macht« (ZG 45). Konkret meint das dann zu üben, sich voll und ganz einer Aufgabe zuzuwenden.

So trainiert man die Aufmerksamkeit für den Nächsten, besonders für den vom Unglück Getroffenen (hier steht das Samaritergleichnis Pate), und die Aufmerksamkeit für die Schönheit des Universums in seiner geregelten Naturgesetzlichkeit, die man auch bei Platon und in der stoischen Philosophie finden kann. Der eigene Körper wird, durch das Universum verlängert, gleichsam zum Blindenstock, der nach dem Unsichtbaren, Nichtmateriellen tastet.

Ob diese Aufmerksamkeit ein Ziel erreicht, hängt nicht von ihr selbst ab, das machte das Bild vom wartenden Sklaven an der Tür deutlich. Intensiv muss sie sich aber auf die vom Unglück Getroffenen richten. Im Unglück zeigt sich die harte Notwendigkeit des Schicksals, die Naturgesetzlichkeit des Universums. Simone Weil leidet die Qualen der Verunglückten sogar physisch mit, vernimmt ihre Schreie. Dann aber: »Wer fähig ist, nicht nur zu schreien, sondern auch zu horchen [und das fiel ihr durch ihre ständigen Kopfschmerzen oft äußerst schwer], vernimmt die Antwort. Diese Antwort ist das Schweigen. [...] Wer fähig ist, nicht nur zu horchen, sondern auch zu lieben, vernimmt dieses Schweigen als das Wort Gottes.« (ZG 43)

Für Simone Weil kann Abwesenheit eine intensive Form der Gegenwart sein, eine ersehnte und angeschaute Ferne oft mehr sein als die gespürte und begriffene Nähe. Christian Lehnert, Schriftsteller unserer Tage, sagt es kurz so: »Der Gott, den es nicht gibt, in mir ein dunkler Riss, ist meiner Seele nah, sooft ich ihn vermiss.« (Der Gott in einer Nuss. Fliegende Blätter von Kult und Gebet [2017], 179) – »Der Hunger ist gewiss ein weniger vollständiges Verhältnis zur Nahrung, aber dennoch ein ebenso wirkliches wie der Akt des Essens« (ZG 83), stellt Simone Weil fest. Essen jedoch bedeutet in dieser unserer Welt die Vernichtung des Ersehnten. Dieses Konsumieren zeitigt oft verheerende Folgen: Hätten doch Adam und Eva, so meditiert Simone Weil an einer Stelle, im Paradies die Frucht, die schön anzuschauen war, nicht gegessen!

Ich breche hier ab. Simone Weil als Seismograf »für die Art und Weise, wie Gott sich die Beziehung zu Menschen wünscht«. Ein Brückenmensch. Um Sellmann zu wiederholen: »Willst Du wissen, was morgen Zusammenleben prägt, Denken, Technik und Weltgestaltung, dann musst Du diese Seismografen fragen.«

Wir müssen uns auf die Suche nach den Heiligen ohne Heiligenschein machen. Es sind nicht nur Mystikerinnen wie Simone Weil. Es sind auch viele unter den Pflegekräften, die mit voller Aufmerksamkeit sich ihren Kranken zuwenden – und viele andere mehr.

Wie also können wir Christen – und nicht nur wir Christen – den Hunger nach dem Ganzen, nach einem Mehr, nach der Gottesperspektive erhalten – in uns und um uns herum? Attende de Dieu, sagt Simone Weil. »Das Wesen des Gebetes ist Aufmerksamkeit für Gott.«

VOR DEM VATERUNSER-GEBET

Brief an Pater Perrin vom 15. Mai 1942:

»Als ich im letzten Sommer mit Thibon das Griechische trieb, hatte ich das Vaterunser auf griechisch Wort für Wort mit ihm durchgenommen. Wir hatten uns versprochen, es auswendig zu lernen. Ich glaube, er hat es nicht getan. Auch ich nicht, wenigstens damals nicht. Als ich aber einige Wochen später im Evangelium blätterte, kam es mir in den Sinn, dass ich es, da ich es mir versprochen hatte und es recht sei, auch tun sollte. Ich tat es. Da hat die unendliche Süßigkeit dieses griechischen Textes mich derart ergriffen, dass ich einige Tage lang nicht umhin konnte, ihn mir unaufhörlich zu wiederholen. Eine Woche später begann ich mit der Weinlese. Ich sprach das Vaterunser auf griechisch jeden Tag vor der Arbeit, und im Weinberg habe ich es dann noch oftmals wiederholt.

Seitdem habe ich mir als einzige Übung die Verpflichtung auferlegt, es jeden Morgen ein Mal mit unbedingter Aufmerksamkeit zu sprechen. Wenn meine Aufmerksamkeit unter dem Sprechen abirrt oder einschläft, und sei es auch nur im allergeringsten Grade, so fange ich wieder von vorne an, bis ich ein Mal eine völlig reine Aufmerksamkeit erreicht habe. Dann kommt es wohl mitunter vor, dass ich es aus reinem Vergnügen noch einmal von vorn aufsage, aber nur, wenn das Verlangen mich treibt.

Die Kraft dieser Übung ist außerordentlich und überrascht mich jedes Mal, denn, obgleich ich sie jeden Tag erfahre, übertrifft sie jedes Mal meine Erwartung.

Mitunter reißen schon die ersten Worte meinen Geist aus meinem Leibe und versetzen ihn an einen Ort außerhalb des Raumes, wo es weder eine Perspektive noch einen Blickpunkt gibt. Der Raum tut sich auf. Die Unendlichkeit des gewöhnlichen Raumes unserer Wahrnehmung weicht einer Unendlichkeit zweiten oder manchmal auch dritten Grades. Gleichzeitig erfüllt diese Unendlichkeit der Unendlichkeit sich allenthalben

mit Schweigen, mit einem Schweigen, das nicht die Abwesenheit des Klanges ist, sondern das der Gegenstand einer positiven Empfindung ist, sehr viel positiver als die eines Klanges. Die Geräusche, wenn deren da sind, erreichen mich erst, nachdem sie durch dieses Schweigen hindurchgegangen sind.

Mitunter auch ist während dieses Sprechens oder zu anderen Augenblicken Christus in Person anwesend, jedoch mit einer unendlich viel wirklicheren, durchdringenderen, klareren und liebevolleren Gegenwart als jenes erste Mal, da er mich ergriffen hat.« (ZG 95f.)

Zitate Simone Weil:

ED = Entscheidung zur Distanz. Fragen an die Kirche, 1988.

UG = Das Unglück und die Gottesliebe. Mit einer Einführung von T. S. Eliot, 1961.

ZG = Zeugnis für das Gute. Traktate, Briefe, Aufzeichnungen (hg. v. F. Kemp), 1990.

Alle Rechte beim Autor – Abdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung.

Es gilt das gesprochene Wort. Beim Gottesdienst wurde aufgrund der coronabedingt geforderten Zeitbeschränkung eine etwas gekürzte Version vorgetragen.

Einfügungen in eckigen Klammern: Eberhard Tiefensee.